**Zeitschrift:** Die Berner Woche

**Band:** 29 (1939)

Heft: 7

Artikel: Was bei den Weissen anders ist als bei den Schwarzen

Autor: Schweitzer, Albert

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-636540

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 02.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

# Was bei den Weißen anders ist als bei den Schwarzen

Von Albert Schweißer

achdruck perhoten

Wenn ich auf einer Bootsfährt mit den Schwarzen ins Gespräch komme, und sie von mir verlangen, daß ich ihnen erzähle, was alles bei den Weißen anders ist als hier, pslege ich mit ihnen über die drei in dieser Hinsicht merkwürdigsten Dinge du reden. Die im Spital angestellten Schwarzen waren alle schon ein oder das andere Wal dabei, wenn ich mich darüber erging. Aber sie wollen das ihnen bereits Vekannte immer aufs neue hören, um wiederum darüber zu erstaunen und wiederum ihre Bemerkungen dazu zu machen.

Als Erstes sühre ich an, daß es in Europa Waldbrände gibt. Dies können sie sich nicht vorstellen. Her ist es auch in der trockenen Jahreszeit so seucht, daß der Wald nie und nimmer, auch wenn man alles täte, um ihn anzuzünden, in Feuer geraten kann. Es gesingt den Eingeborenen nicht einmal, die Bäume, die sie im Verlaufe der trockenen Jahreszeit umhauen, um Land für Pflanzungen zu roden, und die sie, damit das Holz trocknet, Monate lang liegen lassen; zu verbrennen. Nur die kleineren und mittleren Aeste werden von den Flammen verzehrt. Die großen, und gar die mächtigen Stämme, werden nur angesoblt und siegen dann in der Pflanzung umher.

In den hieftgen Sägereien nauchen der Bestiger und die Angestellten um die Wette und klopfen die brennende Pfeise in das Sägemehl aus. Dieses ist so seucht, daß von einer Brandsgesahr keine Rede sein kann. Wie soll man sich da vorstellen, daß in Europa Feuer im Walde ausbricht, wenn Leute ein brennendes Streichholz sallen lassen?

Endlich simd alle Bemerkungen über diese merkwürdige Tatsache ausgetauscht worden. Nun berichte ich weiter, daß in Europa Leute zu ihrem Bergnügen rudern. Daraus erfolgt zunöchst unbändiges Gesächter. Nachher geht es mit Fragen los. "Wer besiehlt ihnen zu rudern?" "Niemand." "Es muß ihnen aber jemand ein Geschent geben, daß sie es tun." "Nein, sie tun es ganz freiwissig und umsonst, und oft rudern sie, bis sie ganz erschöpft sind."

Die Bemerkungen über diesen zweiten Fall wollen kein Ende nehmen. Auch hier kommt es wohl vor. daß die Mannschaften zweier Kanus, die zusammen den Fluß hinauf oder dinunter sahren, eine Strecke weit miteinander um die Wette widern. Daß aber Leute sich in ein Boot begeben, ohne eine Keise vorzuhaben und ohne Waren befördern zu misssen, rein nur um zu rudern, und daß sie ihre freie Zeit damit verbringen, sich im Kudern zu üben, bleibt umsern Schwarzen doch undezweissich. Ihnen klar zu machen, was Sport ist, versuche ich nicht. Die Verhältnisse, in denen sie seben, bringen es so vielsach mit sich, daß sie mehr als ihnen lieb ist, ihre Körperkräfte zu üben und sich Vewegung zu geben haben, daß sie gar nicht verstehen, wie Leute dazu kommen können, solches ohne Nötigung zu betreiben.

Als Drittes kommt dann, daß ein Mann in Europa heiraken kann, ohne die Frau bezahlen zu müssen. Dies könne nicht währ sein, der Doktor mache sich das Bergnügen, die armen Schwarzen zum Besten zu halten, tönt es mir dann entgegen.

Frauen sind hier ein Wertobjekt. Bom Augenblick der Geburt eines Mädchens an stellen die Angehörigen das Kapital, das es bedeutet, in Rechnung. Bon Jugend auf ist diese Betrachtungsweise dem Schwarzen geläusig. Als eine weiße Dame in meinem Spital Zwillingstöchter gebar und die Kinderchen dem Bon gezeigt wurden, wußte dieser dem Bater nichts anderes zu fagen als "Jest bist du aber reich".

Das ganze Leben des Schwarzen ist durch die mit der Berheiratung verbundene Geldangelegenheit beherrscht. Um sich die Mittel zum Rause einer Frau zu erwerben, sucht er vom sechzehnten Jahre an eine Berdienstmöglichkeit. Ost muß er sich zu diesem Iwecke entschließen, sein Dorf zu verlassen und irgend-

wo bei einem Weißen eine Stelle anzunehmen. Was er auf diese Weise in drei dis vier Jahren zusammenbringt, reicht zur Bezahlung der Frau bei weitem nicht hin. Der verlangte Preisisst gewöhnlich so hoch, daß er das, was ein Eingeborener in zehnsähriger Arbeit bei Seite legen kann, übersteigt. Also heistate er, indem er die Frau auf Abzahlung kauft. Sein Bater, oder wenn dieser nicht mehr am Leben ist, ein älterer Bruder, müssen ihm für die erste Anzahlung, die er zu machen hat, des hilflich sein und die Garantie für die Katenzahlung übernehmen.

Um ihrem Sohne eine Frau zu sichern, fangen die Eltern an, auf Mädchen, die kaum einige Jahre alt sind, Anzahlungen zu leisten. Gerade während ich dies schreibe, kommt ein bei mir neu eingestellter Heilgehilfe zu mir und bittet mich um einen großen Vorschuß zwecks Kaufes einer Frau. Bei der sich entspinnenden Unterhaltung ergibt sich, daß das Mädchen 9 Jahre alt ist! Schon früher hat er eine Summe für es entrichtet. Kann er in den Anzahlungen nicht fortsahren, so wird es einem andern zugesprochen. Er selber wird dann alle Mühe haben, das bereits gezahlte Geld, oder wenigstens einen Teil desselben, zurückzuerhalten.

Das Mikliche ist, daß der Mann bei der Heirat gewöhnlich nicht erreichen kann, daß der Gesantpreis endgültig sestgelegt wird, und auch nicht, daß er etwas Bestimmtes über die Höhe der Katen und die Termine, an denen sie fällig sind, ersährt. Nun beginnt von Seiten der Familie der Frau eine durch viele Jahre hindurch geübte Erpressung. Der Vater der jungen Frau und seine Angehörigen haben in dieser Angelegenheit nicht das meiste zu sagen. Die Frau gehört ihrer Mutter und deren Brüdern. Diese erhalten den größten Teil des Geldes.

Während das Baar in bestem Einvernehmen lebt, kommt auf einmal Botschaft von der Familie, daß der Mann mit der Zahlung im Rückstande sei und bis zu einem bestimmten Tage fo und so viel zu erlegen habe, widrigenfalls ihm die Frau weggenommen würde. Nun läuft er bei allen Freunden und Bekannten herum, um sich das nötige Geld zusammen zu borgen. Steht er bei einem Weißen im Dienst, so geht er mit Gejammer diesen um einen Vorschuß an, der gewöhnlich seinem Lohn von mehreren Monaten gleichkommt. Ist der Weiße ein Neuling, so läßt er sich erweichen und gewährt ihm die Bitte, sehr oft mit dem Erfolge, daß der Schwarze bann den Dienst verläßt, um den Vorschuß nicht abverdienen zum müffen. Wenn einer meiner heilgehilfen tagelang verdroffen herumläuft und den Ropf nicht bei der Sache hat, weiß ich, daß er wegen eines Vorschuffes, den er zum Behalten der Frau nötig hat, zu mir kommen wird.

Gelingt es dem Manne, die verlangte Zahlung zu leiften, so hat er für einige Zeit Ruhe. Brachte er das Geld nicht auf, so wird ihm die Frau genommen, dis er es zusammen hat. Dies spielt sich in der Regel so ab, daß ihm die Frau von Undekannten gestohlen wird. Sie ging an den Fluß zum Wasserholen und kehrte nicht mehr zurück. Leute, die sie dort erwarteten, nahmen sie in ihr Kanu und kuhren mit ihr davon.

Wie regte ich mich auf, als mir in meiner ersten Zeit eines Morgens beim Betreten des Spitals gemeldet wurde, in der Nacht sei einem Manne die Frau gestoblen worden! Ich stellte eine gründliche Untersuchung an, vernahm den Mann, forschte nach Zeugen und suchte zu ersahren, wer als Täter in Betracht kommen könne, aus welchem Grunde er die Frau entsührt und wohin er sie wohl gebracht habe. Dabei kam mir aber vor, daß die Leute den Fall weniger tragisch nahmen als ich und sich über das Schicksal der armen gestohlenen Frau keine allzu großen Sorgen machten.

Seither find in meinem Spital viele Frauen gestohlen worden. Aber ich stelle keine Untersuchungen mehr darüber an, sondern begnüge mich, dem Manne mein freundliches Bedauern auszusprechen, daß er sich nun bemühen müsse, Geld zusammenzubringen.

Die Wahrheit verlangt, daß ich hier bemerke, daß wenn die Familie der Frau nicht auf diese Weise vorginge, sie in der Mehrzahl der Fälle nicht zu ihrem Gelde käme.

Eine schöne Frauenraubgeschichte erlebte ich einmal mit einem kleinen Häuptling, der wegen einer Verletzung in meinem Spital war. Als die Frau verschwunden war, wollte er mich haftbar machen, weil die Sache auf meinem Grund und Boden geschehen sei. Er verlangte eine dem Werte der Frau entsprechende Entschädigung. Zuerst nahm ich seine Forderung nicht ernst. Aber nachher war es mir doch etwas ungemütlich, als er mir mehrmals am Tage in den Weg trat und immer trotziger Entschädigung verlangte. Wir den Haß eines Wilden, wie er einer war, zuzuziehen, behagte mir nicht.

Eines Morgens aber kam er strahlend auf mich zu. Die Sache sei erledigt. Er habe seine Frau wieder. Die Anverwandten, die die Frau gestoblen hatten, waren mit ihr slußauswärts gesahren und hatten am dritten oder vierten Tage in einem Dorse übernachtet, in dem Freunde von ihm wohnten. Diese kamen alsbald über den Fall ins Klare, stahlen ihrerseits die Frau, suhren mit ihr den Fluß herunter und warsen sie, wie ein wohlverschnürtes Baset gebunden, am frühen Morgen auf das User des Spitals, wo sie dann der Mann in Empfang nahm. Nachdem er ühre Fesseln gesöst hatte, sebten sie miteinander, als wäre nichts vorgesalsen.

Wenn die Familie der Frau die Weisung zukommen läßt, daß sie zu ihr zurückzukehren habe, weil eine fällige Rate des Raufpreises nicht bezahlt sei, sügt sie sich ohne weiteres, auch wenn sie ihren Mann liebt und es ihr schwer fällt, ihn zu verlassen. Sie wehrt sich nicht gegen das Entsührtwerden. Die Rechte, die ihre Familie auf sie hat, gelten ihr als etwas Selbstverständliches.

Auch wenn der Kaufpreis voll bezahlt ist, hat die Familie noch das Recht, die Frau, wenn sie von ihrem Manne schlecht behandelt wird, bei sich aufzunehmen und sie solange zu behasten, bis der Mann vor den Oheimen und Brüdern der Frau zur Verantwortung erschienen ist und die ihm auserlegte Buße bezahlt hat.

Obwohl die Frau bei den Primitiven an den Mann verstauft wird, sind ihre Rechte ihm gegenüber also besser gewahrt als in der Gesetzesbung der Rulturvölker. Sie hört niemals auf, dem Schutz ihrer Familie zu unterstehen.

Die Chescheidung ist möglich, aber für die Frau dadurch erschwert, daß ihre Familie in diesem Falle dem Manne das ganze Geld, das er im Laufe der Jahre für sie erlegt hat, zurückerstatten muß. Da die Brüder und Oheime den ihnen zugefallenen Teil schon längst verausgabt haben, hält es in der Regel so schwier, die nötige Summe zusammen zu bringen, daß die Scheidung unterbleibt. Ich kenne aber doch Fälle, wo die Ungehörigen unter großen Opfern das Nötige zusammenlegten, um einer Frau, die sich bei ihrem Manne unglücklich fühlte, die Scheidung zu ermöglichen.

Findet sich gleich ein neuer Bewerber für die Frau, so hat dieser den Mann, wenn er in die Scheidung willigt, auszuzahlen. Aber er muß die ganze Summe auf einmal hinlegen. Natenzahlungen kommen in diesem Falle nicht in Betracht.

Selten verlangt der Mann die Scheidung, da er damit des für die Frau bezahlten Geldes verluftig geht. Auch wenn er nachweisen kann, daß die Schuld auf ihrer Seite siegt und ihm in einem sangwierigen Palaver ein Teil des Kauspreises wieder zugesprochen wird, ist er doch nicht sicher, in dessen Besitz zu kommen. Er hat ja kein Pfand in Händen, durch das er einen Druck auf die Schuldner ausüben kann. Die Aussichten, daß er etwas zurückerhält, sind also gering.

Von dem Nechte, sich jederzeit in ihre Familie zurückzuziehen, machen die Frauen der Eingeborenen einen sehr reichlichen Gebrauch. Den dritten Teil des Jahres, wenn nicht länger, sind meine Heilgehilsen Strohwitwer. Die jüngsten Kinder werden von der Frau mitgenommen, die älteren läßt sie dem Manne

Wenn die Frau fort ist, müssen meine Heilgehilfen selber kochen, was zur Folge hat, daß sie schlechter Laune sind und ihren Dienst nachlässig tun. Finde ich es unbegreislich, daß sie sich so etwas gesallen lassen, so zucken sie die Achseln und sagen einsach: "Das ist halt so bei uns." Sie wissen, daß da keine Aussehnung bilst.

Trog biefer eigentlich nie ein Ende nehmenden Auseinandersfehungen zwischen dem Manne und der Familie der Frau, wosbei die Frau auf Seite der Ihren stehen muß, verlaufen die Ghen hierzulande, soweit ich es zu beurteilen vermag, in der Regel noch ziemlich glücklich.

Daß bei den Weißen einer heiraten können foll, ohne dadurch in die Lage zu kommen, auf lange Jahre hinaus von der Familie der Frau ausgebeutet und tyrannisser zu werden, ist für meine Schwarzen also das Unglaublichste des Unglaublichen. Daß er unter Umständen noch Geld dafür bekommt, wenn er sie nimmt, darf ich gar nicht erwähnen, weil ich damit in den Ruse eines Ausschneiders käme.

(Aus "Afrikanische Geschichten". Berlag Paul Haupt, Bern.)

## Etwas Lustiges von einem Papagei

Von Walter Keller

Vor einigen Jahren passierte an der Mittleren Straße in Basel solgende heitere Geschichte:

Ein Rohlenmann lud vor einem Haufe Rohlen ab. Eine Frau vief im Parterre: "Do hi au e Zäntner!" Ein gefprächiger Bapagei im dritten Stock hörte dieses und schrie mit lauter Stimme herab: "Do hi au e Zäntner!"

Nach einer Weile kam wirklich der Mann mit einem Sack Rohlen auf den Schultern ins dritte Stockwerk hinauf gekeucht und läutete an. Die Frau öffnete die Gangtüre, und der Händer sander sander sagte: "Hier bringe ich sie." Die Frau erklärte voller Verwunderung: "Ich brauche keine Rohlen und habe auch keine bestellt." Der Rohlenhändler ließ sich aber nicht abweisen und erklärte burz und bündig: "Ganz deutlich hat jemand gerusen: "Do hi au e Zäntner", sonst wäre es mir doch niemals eingesfallen, den schweren Sack drei Treppen hoch beraufzuschleppen. Ich trage ihn unter keinen Umständen wieder himunter." Nach langem Hin- und Herreden erkannte die Frau den Irrtum und sprach: "Ieh kunts mer in Sinn, das isch gwiß wieder dä tausigs Bapagei gsi." Und damit lief sie ins Zimmer, um den

Nebeltäter zu strafen. "Aber Robo", rief sie zornig, "was hesch mer wieder agstellt? Hesch du öbbe Rohle bschtellt? Wart du Strolch, di will i sehre!" Und damit nahm sie den Papagei und warf ihn undarmberzig unter das Bett.

Bährenddem sie an dem armen Bogel die Strafe vollzog, kam ihr mit Schrecken in den Sinn, daß sie die Bratwürste auf dem Küchentisch hatte liegen lassen, und schnell wollte sie diese versorgen, bevor sie noch die Mieze entdecken könnte. Aber, o webe! Es gab nichts mehr zu retten. Das Büsi hatte die Bratwürste schon gerochen, und mit tüchigem Appetit verschlang es eben den letzten Zipfel, als die Frau in die Küche gerannt kam. Sin Blick, und ihr Zorn steigerte sich noch mehr. Sie packte das arme Kätzchen am Genick und plätsch — slog auch es unter das Bett, um seinem Gespänsein Gesellschaft zu leisten. Der Papagei aber schaute es ganz verwundert an, als hätte er es fragen wollen: "Hesch du öbben au Koble bstellt?"

Der Rohlenmann war Augenzeuge diefes Spaßes, und der Frau blieb nichts anderes übrig, als die Rohlen zu bezahlen.